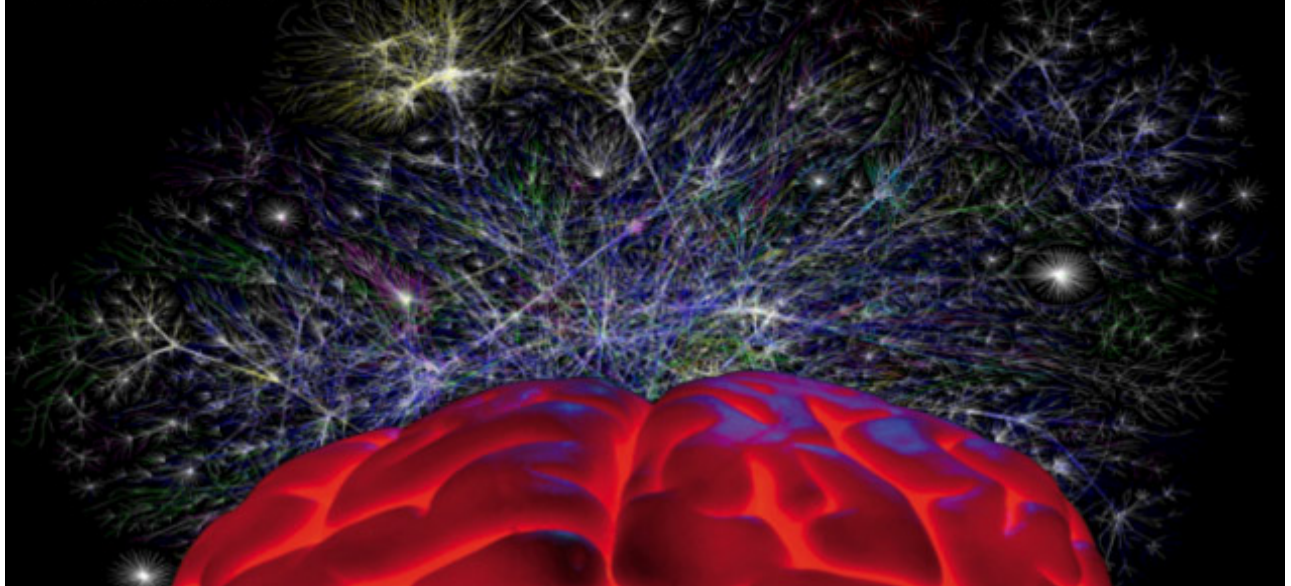


# WISSENSCHAFT ZWISCHEN BUCH UND INTERNET



*Wortlaut eines Vortrags, gehalten am Montag, 30.11.2009 am Institut für Journalistik der Technischen Universität Dortmund (Lehrstuhl für Wissenschaftsjournalismus) im Rahmen der Gastvortragsreihe „Die Wissensmacher“ im Wintersemester 2009/2010. Er richtete sich an Studierende der Universität.*

## **Wissenschaft zwischen Buch und Internet**

Dr. Markus C. Schulte von Drach

Meine Damen und Herren, liebe Kolleginnen und Kollegen, mein Vortrag hat den Titel Wissenschaft zwischen Buch und Internet. Der Titel bezieht sich darauf, dass ich einerseits als Redakteur in einer Online-Redaktion das Ressort Wissen betreue - bei sueddeutsche.de. Andererseits habe ich unabhängig von dieser Arbeit bislang zwei Romane veröffentlicht, sogenannte Wissenschafts-Thriller. Der Titel trifft meine Arbeit also insofern sehr gut, als ich zwischen beiden Medien wechsele.

Was ich Ihnen heute erzählen möchte, ist: Warum es eine ausgesprochen gute Idee ist, als Journalist - gerade als Wissenschaftsjournalist - Romane zu schreiben. Ich werde übrigens tatsächlich einen Vortrag halten - keine Vorlesung mit Tabellen und Organigrammen.

Ich nehme an, der eine oder andere hier würde vielleicht gern ein Buch schreiben - jedenfalls wenn das Klischee stimmt, demzufolge alle Journalisten an einem großen Roman arbeiten oder zumindest vorhaben, ihn irgendwann mal zu schreiben.

Ich persönlich habe daran bereits vor meiner Karriere als Journalist gedacht. Aber ich glaube, gerade meine Arbeit als Online-Wissenschaftsjournalist hat mich besonders motiviert, das tatsächlich ernsthaft zu versuchen. Das hängt mit einigen typischen Eigenschaften zusammen, die diese Form des Journalismus charakterisieren. Um Ihnen das begreiflich zu machen, erzähle ich Ihnen erstmal ein wenig über meine alltägliche Arbeit.

Ich werde versuchen, Ihnen einen Eindruck von meinen ganz persönlichen Erfahrungen zu vermitteln, die uns dann zum Thema Wissenschaftsroman bringen werden.

### **Wissenschaftsjournalismus online**

Wenn Sie Ihren Online-Browser starten und eine Nachrichtenseite öffnen, erwarten Sie natürlich, dort die allerneuesten Meldungen zu finden. Tatsächlich können Sie mit Hilfe des Internets innerhalb von Sekunden erfahren, was in der Welt vor sich gegangen ist. Dieser Erwartung der Internetsurfer versuchen Online-Redakteure der großen Zeitungen natürlich gerecht zu werden. Sie arbeiten deshalb meist unter einem ähnlichen Zeitdruck wie die Nachrichtenmacher im Rundfunk. Im Gegensatz zum Fernsehen und zum Radio gibt es aber bei uns keine Nachrichtensendungen mit festen Sendezeiten. Denn die Leute klicken zwischendurch immer wieder auf die Online-Nachrichtenseiten oder lassen sich über das Handy informieren und gehen dann ins Netz, um weiterge-

hende Infos zu bekommen. Online-Redaktionen stehen deshalb in einem Wettkampf miteinander, bei dem es auch um Geschwindigkeit geht. Man hat ständig die anderen Seiten im Auge und fragt sich, ob die schon Informationen haben, die man selbst noch nicht hat. Oder ob man vielleicht der Erste war, der eine Meldung auf der Seite hat.

### „Be first - but first be right“

Die Online-Redaktionen fühlen sich deshalb vor allem dem ersten Teil des Mottos der Nachrichtenagentur Reuters verpflichtet „Be first“. Reuters fordert zudem „but first be right“. In Zeiten des Internets, wo die Menschen mit einem Mausklick auf der nächsten Nachrichtenseite sind, um noch aktuellere Informationen zu finden, ist dies immer schwieriger zu gewährleisten. Wer zweimal nachfragt, hat die Meldung später online als der, der dreimal nachfragt.

Vielleicht können Sie die Eile nachvollziehen, wenn es um Nachrichten aus den Ressorts Politik, Wirtschaft oder Panorama geht. Wenn Politiker zurücktreten, wenn irgendwo ein Krieg ausbricht, irgendein wichtiges Unternehmen Tausende Arbeiter entlassen will, oder ein Erdbeben etliche Tote fordert, dann wollen die Leute das natürlich alles sofort wissen. Dann kommen Eilmeldungen, die ständig aktualisiert werden. Da ist die Online-Arbeit wie die Arbeit bei den Agenturen - und es ist sogar oft die Arbeit der Agenturen, die mehr oder weniger überarbeitet online gestellt wird.

Jetzt könnte man vielleicht meinen, Wissenschaftsredakteure haben das Problem gar nicht. Wer die Öffentlichkeit über wissenschaftliche Erkenntnisse informieren will oder neue Entwicklungen in der Technologie, der nimmt sich die Zeit, die Fachjournals zu lesen, Science, Nature, NEJM, PLoS und und und, oder Kongresse zu besuchen und mit Fachleuten zu diskutieren. Man arbeitet sich in das Thema ein, redet mit Experten, checkt gegensätzliche Positionen ab und so weiter.

Und wenn der Text fertig ist, wird er gegengelesen, nachgebessert, korrigiert, autorisiert und veröffentlicht. Und dabei kommen dann Artikel heraus, die das Thema tatsächlich relativ umfassend abdecken.

So geht es in der Wissenschaftsredaktion der Süddeutschen Zeitung zu - und auch in den Wissenschaftsredaktionen anderer großer Zeitungen.

Aber wie sieht es in den Online-Redaktionen aus? Im Vergleich zu den großen Redaktionen von Zeitungen, Magazinen und Rundfunkanstalten, die sich Spezialisten für bestimmte Bereiche wie Medizin, Umwelt, Physik oder Raumfahrt leisten, sind Online-Redaktionen personell noch immer häufig unterbesetzt. Die einzelnen Journalisten sind

dann die sprichwörtlichen eierlegenden Wollmilch-säue.

Das kann man sich leichter vorstellen, wenn man sich klar macht, wie viele Online-Wissenschaftsredakteure in den Redaktionen der großen Zeitungen tatsächlich arbeiten.



**Markus C. Schulte von Drach**  
ist Wissenschaftsredakteur bei *sueddeutsche.de* und Autor der Romane **Furor** (dtv 2005) und **Der fremde Wille** (Kiepenheuer & Witsch 2009)  
Als Taschenbuch **Der Parasit** (Knauer 2010) veröffentlicht.

Bei *sueddeutsche.de* etwa gibt es einen Redakteur für Wissenschaft, eine Redakteurin für Fitness und Gesundheit. (Wobei hier die Betonung auf Fitness liegt. Krankheiten finden in MEINEM Ressort statt.) Verarbeitet werden viele Zeitungsartikel, aber aktuell auch viel Agenturmaterial. Und natürlich schreiben wir auch selbst.

Bei der FAZ (online) gibt es laut Impressum einen Wissenschaftsredakteur. Auf der Seite tauchen vor allem Zeitungsartikel auf. Die Texte sind nicht sehr aktuell. Bei Welt online arbeiten zwei Wissenschaftsredakteure. Die Texte sind häufig von Autoren, die nicht zur Redaktion gehören, außerdem wird viel Agenturmaterial verwendet und die Artikel sind sehr aktuell. Der Stern online beschäftigt zwei Wissenschaftsredakteure, die viel Agenturmaterial verwenden, und viel Buntes wie Bildergalerien und Spiele auf die Seite stellen. Bei Zeit online arbeiten zwei Wissenschaftsredakteure, die viel auf Printartikel (auch aus dem Tagesspiegel) zurückgreifen und eigene Geschichten machen. Die Texte sind aber weniger aktuell.

Es gibt auch Redaktionen, wo es besser aussieht. Bei Spiegel online arbeiten sechs Wissenschaftsredakteure, die viele eigene Geschichten machen, viel Agenturmaterial verwenden und sehr aktuell arbeiten. Bei Focus online gibt es zwei Redakteure für Wissenschaft und drei für Gesundheit, die viel Agenturmaterial verwenden und sehr aktuell sind.

Viele der Kollegen zeichnen sich eher durch ein allgemeines Interesse an Wissensthemen und durch eine schnelle Auffassungsgabe aus, als durch eine entsprechende Vorbildung - etwa ein naturwissenschaftliches Studium. Sie finden hier ehemalige Lokal- und Feuilletonjournalisten, Leute, die Publizistik und Theaterwissenschaften stu-

diert haben oder Menschen mit Magistern in Fremdsprachen.

Und für diese Handvoll Online-Redakteure ist es einfach unmöglich, auch nur alle wichtigen Wissenschaftsmeldungen so vorzubereiten und umzusetzen, wie es wünschenswert wäre. Und dass, obwohl man für viele Fachmagazine oft sogar schon eine Weile im Vorhinein weiß, was für Studien veröffentlicht werden. Denn auch der Tag bringt viele Themen, um die Sie nicht herumkommen. Man studiert natürlich auch die Online-Seiten der Fachzeitungen, die aktuelle Meldungen bringen, etwa von Science oder Nature oder man schaut sich Seiten wie phys.org an, eine Art Informationsdienst internationaler Universitäten und Organisationen, und das deutsche Gegenstück dazu, den Informationsdienst Wissenschaft (idw). Und man hat natürlich auch die internationale Presse im Auge.

Man findet also ständig etwas Neues, Wichtiges, Interessantes, Unterhaltsames, Originelles, das nicht angekündigt war. Und dann muss man sich beeilen, darüber zu berichten. Denn die Konkurrenz schläft nicht. Und eines ist klar: Wenn die Leser ein Thema bereits auf anderen Seiten gelesen haben, dann schauen sie sich das selbe Thema auf Ihrer Seite normalerweise nicht noch einmal an.

Natürlich können die Online-Redaktionen von Zeitungen oder Fernsehsendern meist auch auf die Arbeit der Kollegen zurückgreifen - und wie Sie schon gehört haben, tun sie das auch häufig. Die Zusammenarbeit zwischen Print- und Online-Redaktionen nimmt auch tendenziell zu - bei der einen Zeitung mehr, bei der anderen weniger. Allerdings gibt es auf Seiten der Print-Redakteure durchaus noch immer die Tendenz, die Deadline bis zum Drucken der Zeitung am Nachmittag voll auszunutzen. Zum anderen stößt es bei der Zeitung nicht gerade auf Begeisterung, wenn Printartikel schon lange vor dem Erscheinen des Blattes, etwa am Morgen des Tages davor, online auftauchen.

Das heißt, bei aktuellen Themen kann man meist nicht auf die Kollegen warten - die sich auch nur ungern von der Online-Redaktion unter Druck setzen lassen. Deshalb verarbeiten wir häufig eben auch Agenturmaterial. Und dafür muss man sich dann manchmal die Kritik gefallen lassen, dass man selbst aktuell einen Text Quick and dirty gemacht hat und der toll recherchierte Text des Kollegen nicht mehr Online erscheint, weil er für uns viel zu spät fertig geworden ist.

Die Arbeit, die Online-Redakteure in einen Artikel stecken, beschränkt sich übrigens meist nicht nur auf Recherche und Schreiben. Im Online-Journalismus ist der Anspruch höher als im Print, die Besucher der Seite mit bunten Bildern und Grafiken

zu unterhalten. Und die Suche nach passenden Fotos ist in manchen Redaktionen wie bei uns häufig immer noch Sache des Redakteurs. Und ohne Foto geht bei uns kein Artikel online.

Im Gegensatz zu gedruckten Magazinen und Fernsehsendungen sollte natürlich möglichst viel interaktiv sein. Grafiken müssen aber auch konzipiert werden - was meist der Redakteur tun muss. Das kann man nicht dem Grafiker überlassen. Und man versucht, den Lesern die Möglichkeit zu geben, sich selbst zu äußern, etwa in Form der Leser-Kommentare - auf die man dann auch manchmal der Redakteur eingehen muss!

Sie sehen: Online-Journalismus ist manchmal eine ganz schöne Hetzerei. Und Hetze ist für Wissenschaftsjournalisten keine optimale Arbeitsvoraussetzung. Deshalb ist gerade der große Vorteil des Internets - die Schnelligkeit, mit der weltweit Informationen bereitgestellt werden können - für uns Wissenschaftsredakteure auch ein massiver Nachteil.

Das Internet hat noch einen zweiten Vorteil gegenüber allen anderen Medien: Es bietet einen riesigen Raum mit schier unerschöpflicher Speicherkapazität. Auf eine Zeitungsseite passt nur eine bestimmte Zahl von Zeilen, im Internet existiert diese Einschränkung eigentlich nicht. Man könnte sich also den Platz nehmen, den man braucht, um komplexe Zusammenhänge ausführlich darzustellen. Aber: Lange Texte sind im Internet unerwünscht.

Ein Text wie zur Frage nach der Schuldfähigkeit, der sich mit einem äußert schwierigen Thema in der notwendigen Tiefe zu beschäftigen versucht, wird tatsächlich nur ungern in der notwendigen Länge veröffentlicht. Die Leser wollen, so heißt es, nicht etliche Bildschirmseite herunterscrollen oder ständig weiterklicken. Die Texte sollen prägnant, anschaulich und leicht verständlich sein, und möglichst nicht mehr als zwei oder drei Bildschirmseiten beanspruchen.

Letztlich muss man wohl zugeben: Wissenschaftsjournalisten in Online-Redaktionen, die tagesaktuelle Nachrichten machen, sollen einerseits Leckerer leicht verdaulich liefern. Wenn aber der Verlag, wie der Süddeutsche Verlag zum Beispiel, einen sehr hohen Anspruch hat, soll das Ganze trotzdem qualitativ hochwertig sein. Wie das funktionieren soll, ist Sache des einzelnen Redakteurs.

Am Ende müssen jedenfalls die Clicks stimmen - die Zahl der Zugriffe. Im Gegensatz zu den Wissenschaftsredaktionen der Printmedien wird der Erfolg der Arbeit des Online-Redakteurs nämlich vor allem an der Zahl der Zugriffe auf die Seite gemessen. Wir können für jeden einzelnen Text feststellen, wie viele Leser wir hatten, und natürlich

müssen wir in unserem Ressort gute Zahlen vorweisen. Wer hinter den Erwartungen zurückbleibt, gerät unter Druck. Vermutlich geht es uns da ähnlich wie den Produzenten von Fernsehmagazinen. Wir müssen Quote machen.

www.sueddeutsche.de

Home > Wissen > Gehirntäter > Gesundheitsvorsorge > Zahn Dinge > Alternative Heilverfahren

Gehirnforschung

## Solln und Sühne

Von Markus Schulte von Drach

**Kann man Schläger wie die von Solln für ihre brutale Tat überhaupt verantwortlich machen? Hirnforscher Gerhard Roth zweifelt daran - und fordert ein neues Strafrecht.**

Jedes Mal, wenn ein furchtbares Verbrechen geschehen ist, stellt man sich die Frage nach dem Warum. Wieso haben die Schläger von Solln ihr Opfer Dominik Brunner angegriffen und so lange geschlagen und getreten, bis der Mann tot war? Warum haben sie sich nicht besonnen, sich bewusst gemacht, wie böse ihre Tat ist - und aufgehört?



Warum man die Schläger von Solln für die brutale Tötung von Dominik Brunner verantwortlich machen? (© F. O. Roth)

*(Im Internet sollen auch wissenschaftliche Texte von Zeitungen eher kurz und prägnant sein. Ausführliche Artikel, die schwierige Themen bis in die Tiefe ausloten, lassen sich kaum unterbringen. Quelle: Screenshot)*

Meine Kollegen von der SZ dagegen wissen nie genau, wie viele Menschen ihre Texte tatsächlich gelesen haben. Sie stehen deshalb nicht unter diesem Quotendruck. Sonst würden sie mehr Verständnis haben für das, was Online-Journalisten häufig auch noch produzieren müssen - Dinge, die mit Journalismus wenig oder nichts zu tun hat. Bildergalerien zum Beispiel, die keinen zusätzlichen Informationsgehalt bieten, Spiele - am besten Gewinnspiele, oder - was seltsamer Weise immer gut läuft - Quizze mit Satellitenbildern.

Als Wissenschaftsjournalist bin ich mit dieser Arbeit ganz ehrlich häufig nicht wirklich zufrieden - auch wenn ich davon ausgehen kann, dass mehr Leute die eigene Arbeit lesen oder sehen, als wenn man einen Artikel auf der Wissensseite der Printausgabe oder in einem Wissensmagazin veröffentlicht hat. Aber irgendjemand muss die Arbeit ja machen. Und ich persönlich habe den Anspruch eines Wissenschaftsjournalisten. Deshalb habe ich die Hoffnung, dass ich trotz der suboptimalen Umstände einen vernünftigen Job mache.

## Warum Wissenschaftsromane?

Mir persönlich allerdings reicht diese Arbeit allein tatsächlich nicht. Deshalb habe ich mich einer weiteren Tätigkeit zugewandt, bei der man seine Fähigkeiten als Wissenschaftsjournalist ganz anders umsetzen kann. Ich habe mich einer Arbeit zugewandt, deren Resultat Chancen hat, über den Tag hinaus Bestand zu haben. Einer Arbeit,

die mir die Möglichkeit gibt, Themen, die mir besonders am Herzen liegen in einer Tiefe darzustellen, in die auch die längste Magazingeschichte nicht hinabreicht.

Ich schreibe Wissenschaftsromane.

Jetzt fragen Sie vielleicht, warum ich die Arbeit, die ich dafür aufwende, nicht in große Artikel für die Zeitung investiere, die dann auch online veröffentlicht werden. Die Arbeit an einem BUCH steht im Vergleich zum Zeitungs- oder Magazinartikel in einem noch erheblich stärkeren Kontrast zur Arbeit in der Online-Redaktion, wenn es um die Intensität geht, mit der man sich mit den Themen auseinandersetzen kann. Sie könnten jetzt weiterhin fragen: Okay, und warum schreibe ich dann keine Sachbücher? Weil die Zielgruppe, die ich mit Romanen erreiche, mit Sicherheit zum großen Teil eine andere als die, die regelmäßig Wissenschaftsartikel oder Sachbücher liest.

Es stimmt sicher, dass der Wissenschaftsjournalismus inzwischen „der Nische entwachsen“ ist. Die Zahl der Wissenschaftsmagazine und -Sendungen hat erheblich zugenommen. Und es gibt Wissenschaftsjournalismus inzwischen als Studiengang an mehreren Hochschulen

Aber: Wenn ich mir die Zahl der Clicks auf Wissenschaftsartikel bei sueddeutsche.de anschau und mit denen vergleiche, die zum Beispiel Panorama-Texte erzielen, dann sehe ich deutlich, dass ich eine Menge Leute offenbar nicht erreiche. Die Visits - das entspricht der Zahl der Leser - liegen im Ressort Panorama erheblich höher als die im Ressort Wissen. Mein Eindruck ist der, dass es viele Menschen gibt, die mein Ressort nie besuchen, den Wissensteil der Zeitung nie lesen, die sich weder Geo noch Bild der Wissenschaft noch PM kaufen, die Harald Lesch nicht kennen und schon gar nicht Quarks und Co oder scobel, die vielleicht noch nicht einmal diese seltsame Galileo-Sendung auf Pro 7 gucken. Die aber Romane lesen. Die Krimis lesen. Die Thriller lesen. Unterhaltungsliteratur. Diese Leute möchte ich dort abholen, wo sie sind. Ich möchte sie für wissenschaftliche Themen interessieren - in dem ich sie, wie ich es als Online-Journalist ja auch schon relativ stark tun muss, unterhalte. Ich versuche, sie über die Unterhaltung zu erreichen! Und vielleicht wächst dann bei diesen Menschen auch das Interesse an der Arbeit der Wissenschaftler und der Wissenschaftsjournalisten insgesamt. Deshalb betrachte ich den Roman als die Fortsetzung der Arbeit als Wissenschaftsjournalist mit anderen Mitteln!

Was zeichnet nun den Roman als Mittel zur Information, zur Aufklärung besonders aus?

Ein Roman beschäftigt die Leser über längere Zeit. Er bietet Identifikationsfiguren. Nach und

nach führt der Autor die Leser über diese Charaktere und ihr Schicksal in eine Welt hinein, in der bestimmte Themen wichtig sind.

Mit Hilfe einer spannenden Rahmenhandlung und interessanten Figuren fesselt man die Leser, in der Hoffnung, dass dadurch ihre Bereitschaft wächst, sich auch mit dem eigentlichen, vielleicht hochkomplexen oder sogar staubtrockenen Thema zu beschäftigen. Im Rahmen des Romans kann man wissenschaftliche Fakten in Dialogen auf lockere, unterhaltsame Weise erklären, oder man lässt einen Protagonisten sich in Gedanken persönlich mit dem Thema auseinandersetzen, Argumente abwägen und so weiter. Oder man fügt hin und wieder erklärende Passagen locker in den Rahmen der Erzählung ein. Auf diese Weise wird es für den Leser erheblich einfacher, zu begreifen, worum es geht.

Ein weiterer Vorteil von Romanen gegenüber anderen Medien ist, dass man aus seinen Protagonisten sympathische, intelligente, sprachgewandte, selbstsichere Persönlichkeiten machen kann, die auf eine Weise reden, wie man es in journalistischen Beiträgen sonst nicht tut und wie es viele von uns selbst verbal auch nicht können. Ich würde bei Anne Will vielleicht kein Wort herausbringen vor Schüchternheit.

Aber meine fiktiven Figuren könnten jeden Teilnehmer an ihrer Talkrunde in Grund und Boden reden.



(Quelle: privat)

Und das Schreiben eines Romans hat noch einen weiteren Vorteil gegenüber der normalen journalistischen Arbeit. Dieser Vorteil allerdings ist eine ziemlich heikle Sache. Angenommen, Sie möchten wissenschaftliche Erkenntnisse einordnen, eine Botschaft vermitteln: Zum Beispiel: Vorsicht vor dem unbesonnenen Umgang mit der Gentechnik, der Atomenergie, der Nanotechnologie. Es ist im Medium Buch erlaubt, wissenschaftliche Erkenntnisse - oder den Streit um solche Erkenntnisse - emotional darzustellen. Man kann Emotio-

nen als Verstärker der Botschaft, die man überbringen will, einsetzen. Dass versucht man in einem objektiven journalistischen Text natürlich tunlichst zu vermeiden.

Wenn Sie für eine unabhängige Zeitung zum Beispiel etwas über das Thema Nanotechnologie schreiben, und Sie selbst sind überzeugt, dass es eine Wissenschaft mit hohem Gefahrenpotential ist, dann lassen Sie der Fairness halber trotzdem auch Forscher zu Wort kommen, die davon begeistert sind.



(Quelle: Screenshots)

Aber wenn Sie einen Roman schreiben, dann können Sie einen unsympathischen Nanoforscher als geldgierigen Wahnsinnigen zum Bösewicht machen und sich ausführlich darüber auslassen, wie gefährlich die Anwendung der Technik sein kann.

Wie gesagt, diese Sache ist heikel. Emotionen lassen sich zur Manipulation einsetzen. Und Manipulation hat sicher nichts mit Wissenschaftsjournalismus zu tun.

Wenn man sich die Bücher anschaut, die auf dem Markt sind, so stellt man fest, dass es eigentlich zwei verschiedene Arten von Wissenschaftsromanen gibt. Um sie zu unterscheiden, kehren wir noch einmal zur Arbeit des Journalisten zurück.

Als Wissenschaftsjournalisten verfolgen wir meinem Verständnis nach im Idealfall zwei Ziele. Wir informieren darüber, was es an neuen Erkenntnissen oder technischen Entwicklungen gibt. Manche Meldungen beschränken sich dabei darauf, die Menschen zum Staunen zu bringen. Das hat Unterhaltungswert.

Zum Beispiel können wir in einem Artikel über die Identifizierung eines bestimmten Gens über die Fortschritte in der Technik berichten. Oder wir besuchen ein Labor und machen eine Reportage über die Wissenschaftler und ihre Arbeit.

Das reicht uns aber in der Regel nicht. Das zweite Ziel ist es, die Bedeutung oder mögliche Bedeutung der Arbeiten und der Erkenntnisse der Wissenschaftler für uns und unsere Gesellschaft darzustellen. Dann diskutieren wir zum Beispiel, ob die entdeckten Varianten eines Gens mit einem Krankheitsrisiko zusammenhängen, das sich nun besser vorhersagen lässt. Und: welche Gefahren

solche Vorhersagen für Mensch und Gesellschaft beinhalten können.

Auch bei Wissenschaftsromanen kann man eine entsprechende Unterscheidung machen. Manche Autoren lassen sich von wissenschaftlichen Fortschritten inspirieren, um sich spannende Geschichten auszudenken. Sie entwerfen durch den Rückgriff auf bestimmte wissenschaftliche Themen außergewöhnliche Szenarien. Die Darstellung von Wissenschaft dient hier vor allem der Unterhaltung.

### Entertainment, Infotainment, Edutainment

Zu den Autoren, die nur unterhalten wollen, würde ich zum Beispiel Philip Kerr zählen. In seinem Buch *Game over* etwa entwirft Kerr das Szenario eines technologisch hochgerüsteten - gewissermaßen intelligenten -Hochhauses, das aufgrund eines Software-Problems beginnt, die Menschen, die sich darin aufhalten, als Gegner zu betrachten und umzubringen.



Auch das bekannte Autoren-Duo Preston & Child gehört zu dieser Gruppe. Dazu würde ich aber auch alte Autoren wie Jules Verne zählen, der Menschen zum Mond reisen ließ - ohne weitere Reflektionen. Es gibt noch etliche andere Beispiele, die belegen: Wissenschaft gehört für viele Autoren zum Erfolgsrezept.

Auch speziell im Bereich des Kriminalromans wird immer stärker auf wissenschaftliche Erkenntnisse gesetzt - allerdings ebenfalls meist ohne tiefere Reflektionen. So sind neben Polizisten und Detektiven die forensischen Experten zu Helden vieler Romane geworden. Insbesondere die Gerichtsmediziner tun sich hier hervor, zum Beispiel in den Büchern von Kathy Reichs und Patricia Cornwell. Allerdings würde ich sagen, dass es sich hier nicht wirklich um Wissenschaftsromane handelt, da die Wissenschaft wirklich nur am Rande eine Rolle spielt.

Stärker im Vordergrund steht die Wissenschaft

dagegen bei dem sehr erfolgreichen Autor Jeffrey Deaver. Dessen Held, der Polizist Lincoln Rhyme, ist vollständig gelähmt und die Hilflosigkeit seines unbeweglichen Körpers steht im schärfsten Kontrast zu den Möglichkeiten der Hightech-Methoden, mit deren Hilfe er die Verbrecher entlarvt und sogar ihre Aufenthaltsorte aufspürt.



Aber viel interessanter sind die Autoren, die sich Gedanken darüber machen, wohin uns Erkenntnisse, Erfindungen und Entwicklungen in den Wissenschaften führen könnten, welche Probleme uns dadurch drohen, welche neuen Fragen sich dadurch auftun.

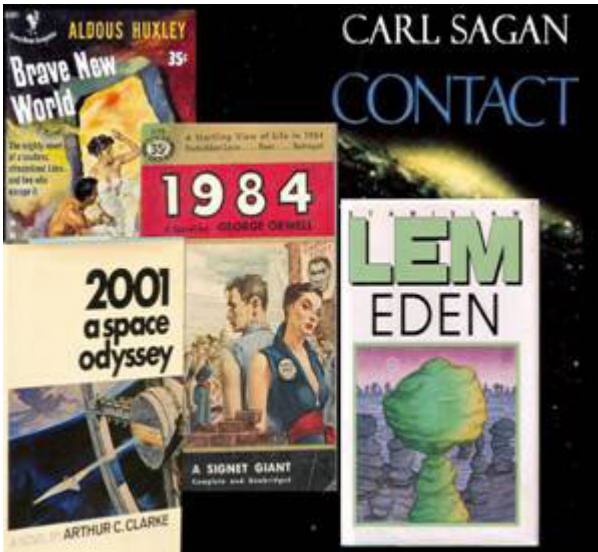
Das erste Buch, was mir da einfällt, ist ein Klassiker: Frankenstein.



Mary Shelley hat sich in ihrem Buch mit damals neuen Erkenntnissen über die menschliche Physiologie auseinandergesetzt und die Frage, wie weit Forscher in ihrem Ehrgeiz gehen dürfen.

Zu solchen Autoren würde ich auch H.G. Wells zählen, und Philip K. Dick, dessen berühmter *Blade Runner* sich zum Beispiel zu fragen beginnt, welchen Unterschied es gibt zwischen einem Menschen und einer Maschine mit Bewusstsein, Erinnerungen und Gefühlen gibt. Isaac Asimov

hat sich ähnliche Fragen in seinem Buch I, Robot gestellt. Brave New World von Huxley, 1984 von Orwell und 2001 von Clarke sind Ihnen natürlich bekannt. Und vermutlich kennen Sie alle Stanislaw Lem, der uns immer wieder vor Augen geführt hat, dass die technologische Entwicklung für den Menschen zu neuen Problemen führen kann. Auch der amerikanische Astrophysiker Carl Sagan hat sich an einem Wissenschaftsroman versucht, mit dem er Werbung für die Suche nach außerirdischem Leben machen wollte und in dem er sich mit dem Konflikt zwischen Wissenschaft und Religion beschäftigt.



Ein weiteres Beispiel ist Zwillingspark von John Darnton, auf dessen Geschichte in großen Teilen der Ihnen vielleicht bekannte Film die Insel beruht, und der sich mit der Problematik des Klonens von Menschen zur Produktion von Ersatzteilen beschäftigt.



(Quelle: Screenshot)

Bemerkenswert ist auch der Autor Neal Stephenson, der zuletzt mit seinem Science-Fiction-Roman Anathem in den USA großen Erfolg hatte. Er hat es sogar bis zu einer Besprechung im Fachmagazin Nature geschafft.

Der zur Zeit bekannteste Autor von Wissenschaftsthrellern ist natürlich der im vergangenen Jahr verstorbene Michael Crichton.

Crichton hat in einigen seiner Werke ausdrücklich davor gewarnt, wissenschaftliche Erkenntnisse unvorsichtig und verantwortungslos zu interpretieren und anzuwenden.



(Quelle: Screenshot)

In Jurassic Park versuchte er, die Illusion zu zerstören, man könnte hochkomplexe Systeme vollständig beherrschen. Das, so erklärte er mit Hilfe der Chaostheorie, sei nicht möglich. Seine Dinosaurier sind gewissermaßen die Fleisch gewordene Anmaßung derjenigen, die glauben, sie könnten mit ein wenig Verständnis von Genetik und den Werkzeugen der Gentechnik mit dem Leben spielen und es kontrollieren. Außerdem lernt man noch etwas über die Evolution. Und das Beste an dem Buch ist: Vor dem Hintergrund des damaligen Wissensstandes war alles, was Crichton beschrieb, tatsächlich denkbar. In seinen Büchern Time Line und Sphere versuchte er, Aspekte der Quantenphysik zu erklären, um einen realistischen Hintergrund für Zeitreisen zu bieten - aber bei ihm geht immer etwas schief, und Crichton will uns so immer wieder demonstrieren, dass Technik an ihre Grenzen stößt.

Hierzulande wird heute Frank Schätzing als deutscher Michael Crichton gefeiert. Allerdings gibt es einige Gründe, Schätzing nicht mit Crichton gleichzusetzen.



Schätzing ist der bei weitem bessere Schreiber.

Und die Tiefe der Recherchen zu seinen Büchern können sich auch Studenten des Wissenschaftsjournalismus zum Vorbild nehmen. Er gibt den Lesern massenhaft Informationen über die Welt, wie sie ist, und wie sie werden könnte. Aber: Schätzing geht es nicht um eine tiefer gehende Auseinandersetzung mit wissenschaftlichen Erkenntnissen und ihren Folgen.

Es geht ihm weniger um Aufklärung und Warnungen, wie sie Crichton am Herzen lagen, sondern nur um spannende Unterhaltung. Natürlich spricht er im Schwarm das Problem der Umweltverschmutzung an, aber das ist nur der Aufhänger für eine Geschichte, in der es um fiktive intelligente Wesen in der Tiefsee geht. Er selbst betrachtet das Buch auch gar nicht als Öko-Thriller. In Limit spricht er das Problem der Energieversorgung an - aber es ist nur der Aufhänger für einen rasanten Thriller, der teilweise auf dem Mond spielt, weil Schätzing selbst von der Raumfahrt so begeistert ist. Er stellt seine äußerst spannenden Geschichten auf ein solides, glaubwürdiges Fundament.

Aber: Er führt uns letztlich nirgendwo hin! Er regt uns nicht wirklich zum Nachdenken an.

Zwei weitere sehr erfolgreiche deutsche Autoren, die auf wissenschaftliche Themen zurückgreifen, sind Andreas Eschbach und Sebastian Fitzek. Fitzek beschränkt sich allerdings darauf, seine Psychothriller mit Erkenntnissen der Hirnforschung aufzupeppen, während Eschbach zumindest in einigen seiner Bücher klar zum Nachdenken anregt.



So ist einer seiner Helden zum Beispiel ein mit künstlichen Körperteilen ausgestatteter Soldat, eine Art menschliche Kampfmaschine, die allerdings ausgemustert wurde und nun mit ständig ausfallenden technischen „Verbesserungen“ leben muss. Eschbach wirft hier einen sehr kritischen Blick auf den Transhumanismus, also den Gedanken, dass die menschliche Spezies ihre körperlichen Fähigkeiten mit Hilfe der Wissenschaft ausweiten könnte.

Es gibt einige weitere interessante deutsche Wissenschaftsromane, die nicht nur unterhalten, sondern auch informieren und zum Nachdenken anregen sollen. Ein Beispiel dafür ist sicher *Corpus Delicti* von der Juristin Juli Zeh. Das Buch ist ein Science-Fiction über eine Art Gesundheitsdiktatur im Jahre 2057. Ein weiteres Beispiel ist „Die Sonne im Zentrum“ von Thomas Bühre. Bühre ist Wissenschaftsjournalist. Sein historischer Roman über einen antiken Astronomen bietet dem Leser nicht nur viel Informationen über diese Wissenschaft, sondern hält uns einmal mehr vor Augen, wie viel Wissen die Menschen in der Antike schon besaßen und wie wenig wir ihnen intellektuell heute eigentlich voraus haben.



Außerdem möchte ich noch Jost Jöhler erwähnen, der sich auf die Fahne geschrieben hat, über die Erkenntnisse der Hirnforscher zu informieren und davor zu warnen, was manche Wissenschaftler daraus für Konsequenzen ziehen wollen. Er findet es offenbar selbst schwer erträglich, dass es Forscher gibt, die die Freiheit des Willens in Frage stellen. Aber, das muss man ihm zugestehen, er bleibt in seinem Buch „Kritik der mörderischen Vernunft“ weitgehend fair. Ich persönlich würde mich gern auch zu dieser Gruppe von Autoren zählen, die nicht nur unterhalten wollen.

Ich fasse zusammen: Wissenschaft kann in Romanen ein wichtiger Teil des Erfolgsrezepts sein, wie eine lange Liste von Bestsellern oder zumindest recht erfolgreicher Bücher zeigt. Einerseits lassen sich mit Wissenschaft eben interessante, spannende Szenarien entwickeln, andererseits kann man im Rahmen spannender Unterhaltung die Aufmerksamkeit auf bestimmte reale oder denkbare Entwicklungen lenken. Im besten Fall wird ein tatsächlich denkbare und deshalb nachdenkenswertes Szenario entworfen. So entstehen Klassiker wie *Brave New World* oder *1984* oder *Jurassic Park*.



## Schreiben Sie Wissenschaftsromane!

Es gibt nun zwei Gründe, warum ich überzeugt davon bin, dass Wissenschaftsromane gerade für Wissenschaftsjournalisten ein besonders interessantes und wichtiges Medium sind und in Zukunft sein werden. Wissenschaftsromane sind ein zusätzliches Mittel, um das zu tun, was Sie auch sonst tun: Informieren und aufklären. Es ist ein tolles Werkzeug, mit dessen Hilfe Sie eine große Zielgruppe erreichen können. Der zweite Grund, warum ausgerechnet Sie darüber nachdenken sollten, Wissenschaftsromane zu schreiben, ist:

SIE werden es auf seriöse Weise tun.

Es sind nämlich mit Hilfe solcher Romane auch Verzerrungen und sogar Missbrauch möglich. Eine verzerrte Darstellung war meiner Ansicht nach zum Beispiel Michael Crichtons Buch „Welt in Angst“. Crichton erweckt in seinem Buch mit allen literarischen Mitteln beim Leser den Eindruck, es sei eine Lüge, dass der Klimawandel auch auf menschliche Einflüsse zurückgeht. Er beschreibt ein Szenario, in dem eine Umweltgruppe diese angeblich falsche Behauptung künstlich zu bestätigen versucht, in dem sie Naturkatastrophen auslöst, und dabei über Leichen geht - und das alles, um ihre Finanzierung zu gewährleisten. Das diese Bösen unterstützt werden von Wissenschaftlern, die sich nicht mehr trauen, etwas anderes zu behaupten als die gegenwärtige Mainstream-Meinung, während die Klimaskeptiker die Guten sind - das finde ich mehr als fragwürdig. Crichton manipuliert hier die Leser auf genau die Weise, vor der ich zuvor gewarnt habe. Ein weiteres Negativbeispiel ist der Roman „Die Galerie der Lügen“ von Ralf Isau. Seine Heldin ist eine mutige, brillante, der Wahrheit verpflichtete Wissenschaftlerin. Allerdings ist sie eine Anhängerin des Intelligent Design, die wiederholt verstockte Vertreter des Darwinismus vorführt.

Gerade weil so ein Missbrauch getrieben werden kann und getrieben wird, hoffe ich, dass die nächste Generation deutscher Autoren von Wissenschaftsromanen aus Ihren Reihen, den Wissenschaftsjournalisten, heranwächst. Denn: Sie werden sich beim Schreiben solcher Bücher - hoffentlich - den selben Ansprüchen, dem selben Ethos verpflichtet fühlen, wie bei der journalistischen Arbeit. Ich hoffe deshalb sehr, dass ich Sie davon zu überzeugen konnte, dass es eine gute Idee ist, Wissenschaftsromane zu schreiben.

Ich möchte Sie aber auch warnen: Wissenschaftsromane sind zwar ein sehr erfolgreiches Genre. Das belegt allein der Erfolg von Frank Schätzing's neuem Buch Limit. Mit 400.000 Exemplaren hatte das Buch die größte Startauflage in der Geschichte des Verlages Kiepenheuer & Witsch. Das Interesse an Wissenschaft in einer verständlichen Darstellung ist groß. Es ist in der breiten Öffentlichkeit wohl größer als jemals zuvor.

Aber: Die Chancen für einen einzelnen Menschen, einen Roman zu veröffentlichen, sind leider extrem gering. Dass müssen Sie sich klar machen. Die allermeisten Manuskripte, die bei den Verlagen eingehen, werden von den Lektoren noch nicht einmal angelesen.

Ich hoffe aber sehr, dass Sie meine Warnung ignorieren.

Testen Sie Ihre schriftstellerischen Fähigkeiten. Überlassen Sie das Feld nicht Autoren, die sich den Ansprüchen des Wissenschaftsjournalismus nicht verpflichtet fühlen.

Überlassen Sie das Feld nicht Werbefachleuten und ehemaligen Ärzten.

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit